



Wolfgang Klein

Von den Werken der Sprache



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Wolfgang Klein

Von den Werken der Sprache

Verlag J. B. Metzler

Der Autor

Wolfgang Klein ist Direktor am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik und Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sowie der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung; 1971–2012 war er Herausgeber der »Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik«; 1995 erhielt er den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02603-3

ISBN 978-3-476-05420-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-05420-3

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikrofilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2015

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	IX
Vom Glück des Mißverstehens und der Trostlosigkeit der idealen Kommunikationsgemeinschaft (1983).....	1
Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen (1986).....	12
Zwei Leitgedanken zu ›Sprache und Erkenntnis‹ (2007).....	28
Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache (1985).....	52
Wegauskünfte (1979).....	76
Argumentation und Argument (1980).....	109
Textstruktur und referentielle Bewegung, gemeinsam mit Christiane von Stutterheim (1992).....	155
Überall und nirgendwo. Subjektive und objektive Momente in der Raumreferenz (1990).....	177
Was uns die Sprache des Rechts über die Sprache sagt (2000).....	208
Vom Wörterbuch zum Digitalen Lexikalischen System (2004).....	238
Vom Sprachvermögen zum sprachlichen System (2005).....	279
Wozu braucht man eigentlich Flexionsmorphologie? (2003).....	309
Die Werke der Sprache. Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik (2008).....	337
Wie ist eine exakte Wissenschaft von der Literatur möglich? (2005).....	360
Nobels Vermächtnis, oder die Wandlungen des Idealischen (1997).....	379
De gustibus est disputandum! (2008).....	390
Fatale Traditionen (2000).....	407
Auf der Suche nach den Prinzipien, oder: Warum die Geisteswissenschaften auf dem Rückzug sind (2004).....	433
Schreiben oder Lesen, aber nicht beides, oder: Vorschlag zur Wiedereinführung der Keilschrift mittels Hammer und Meißel (1989).....	455

Für Eva

Vorwort

Ob ich es nun in der Wissenschaft, der ich nie abtrünnig werden wollte, weit werde bringen können, ob mir Gott die Gnade geben wird, unter den Großen derselben zu sein, das weiß ich nicht; aber eines ist gewiß, das reine Familienleben ... ist gegründet, es wird, wie unsre Neigungen und unsere Herzen verbürgen, in ungeminderter Fülle dauern, ich werde meine Habe verwalten, werde sonst noch nützen, und jedes selbst das wissenschaftliche Bestreben hat nun Einfachheit Halt und Bedeutung.
(Adalbert Stifter)

Als ich, noch auf dem Gymnasium, zum ersten Mal diesen letzten Satz des *Nachsummers* erreicht und damit, nach einem bösen Wort von Hebbel, die Krone Polens verdient hatte, da habe ich bei mir gedacht: »Was Heinrich Drendorf wohl darüber denken wird, wenn er einmal auf sein Leben zurückschaut?« Das ist mir wieder zu Sinn gekommen, als ich für diesen Sammelband noch einmal die rund 40 Aufsätze durchgegangen bin, die ich in den letzten 40 Jahren für die *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* geschrieben habe. Es ist dies eine seltsame Erfahrung: man schaut dem eigenen Denken über die Jahre gleichzeitig von innen und von außen zu und überlegt sich, ob wohl eine innere Logik in seiner Entwicklung liegt und ob das eigene wissenschaftliche Bestreben denn jemals Einfachheit Halt und Bedeutung hatte. Meine Antwort auf beide Fragen ist nach dieser Lektüre: »ein bisschen«. Wie das menschliche Leben insgesamt hat auch das wissenschaftliche Bestreben etwas Erratisches, über das man sich, auch dies wie beim Leben selbst, gern hinwegtäuscht. Es gibt keinen roten Faden, an dem entlang sich alles ordnet, aber es gibt viele einzelne Fäden, die einen gewissen Zusammenhang bewirken, oder zumindest diesen Eindruck erwecken. Bestimmte Themen, bestimmte Vorstellungen, bestimmte Überzeugungen tauchen wieder und wieder auf, oft an unerwarteter Stelle, und lassen vermuten, dass hinter dem vielen Einzelnen doch etwas Ganzes stehen mag, auch wenn seine Konturen undeutlich bleiben. Und es ist gleichermaßen erfreulich wie beklemmend zu entdecken, dass eine schöne Idee, die man kürzlich hatte, eine elegante Formulierung, die einem gerade eingefallen ist, sich schon in einem Aufsatz finden, den man vor Jahrzehnten geschrieben hat.

Die neunzehn Aufsätze dieses Bandes haben alle mit der menschlichen Sprache zu tun, jener einzigartigen Gabe, mit denen eine gütige Natur uns Menschen bedacht hat. Das ist ein weites Feld, allein schon deshalb, weil man unter »Sprache« vieles verstehen kann: die genetisch gegebene Fähigkeit, überaus komplexe Ausdruckssysteme – die einzelnen Sprachen – gemeinsam zu entwickeln; die sprachgebundenen Formen des Denkens und Handelns, die unser Spezies damit möglich werden; die direkten Produkte der sprachlichen Kommunikation, nämlich gesprochene und geschriebene Texte; endlich auch ihre indirekten Produkte, nämlich Kultur, Wissenschaft und Recht; all dies ist Sprache, oder es

sind Hervorbringungen der Sprache. Man kann die siebzehn Aufsätze als eine Reise durch dieses weite Feld verstehen, bei der das eine oder andere in näheren Augenschein genommen wird. Weitaus mehr aber von der Sprache und ihren Werken gerät allenfalls am Rande ins Blickfeld. Ich habe keine Arbeiten aufgenommen, in denen es um die detaillierte Analyse linguistischer Strukturen geht, sei es des Deutschen oder einer anderen Sprache. Solche Analysen zählen zwar zum Kerngeschäft der Linguistik, aber sie sind für den nicht unmittelbar damit Befassten oft schwer verständlich, nicht selten abschreckend – ein Umstand, auf den auch in einigen der folgenden Beiträge eingegangen wird. Und nicht zuletzt müssen solche eher technische Aufsätze seit einiger Zeit in englischsprachigen Zeitschriften erscheinen, wenn sie zur Kenntnis genommen werden sollen.

Die Aufsätze sind bis auf die Korrektur kleinerer Errata unverändert; lediglich in »Wegauskünfte« musste der Datenanhang, der in der ursprünglichen Veröffentlichung enthalten war, aus Platzgründen wegfallen. In einigen Fällen gibt es leichte Überschneidungen; die betreffenden Passagen sind aber nicht umfangreich, und sie wegzulassen würde den jeweiligen Argumentationszusammenhang zerstören; so sind sie beibehalten worden.

Es gibt viele, denen ich danken muss, viel zu viele, als dass man sie hier alle anzuführen könnte. Ausdrücklich danken möchte ich aber jenen, die vor bald einem halben Jahrhundert die *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* auf den Weg gebracht und sie in der einen oder anderen Weise über die Jahre begleitet haben: Alois Brandstetter, Rita Franceschini, Rul Gunzenhäuser, Wolfgang Haubrichs, Winfried Hellmann, Ute Hechtfisher, Helmut Kreuzer, Brigitte Schlieben-Lange und Ralf Schnell.

Wolfgang Klein
Berlin im Juli 2015

Vom Glück des Mißverstehens und der Trostlosigkeit der idealen Kommunikationsgemeinschaft (1983)

Das versprochene Glück ist nicht gekommen.
(Stifter: *Prokopus*)

1. Vom Forscherglück. Autobiographische Notiz

Als wir in der Schule den Sonnentau durchgenommen haben, diese so beunruhigende Pflanze, die Tiere ißt, da wollte ich von der Lehrerin wissen, wo es denn im Saarland (da komme ich her) überhaupt den Sonnentau gebe. Das festzustellen, so sagte die Lehrerin, sei eine Aufgabe, die leicht ein ganzes Forscherleben füllen möchte.

Um diese Zeit bilden sich die Ideale, die unser Leben leiten. Wir kommen später in diesem Aufsatz noch auf die Frage der Ideale und ihrer Rekonstruktion und Begründung im rationalen Diskurs zu sprechen. Im Augenblick will ich nur folgendes bemerken. Von den drei praktischen Idealen, zwischen denen sich der junge Mann zu entscheiden hat und zwischen denen er später fortwährend uneingestanden hin und her schwankt, nämlich Geld, Ruhm und schönen Frauen, hat mir seinerzeit das mittlere am meisten bedeutet, und zwar vornehmlich der Ruhm, den man sich durch die zweckfreie Beförderung der wissenschaftlichen Erkenntnis zu Recht erwerben kann.

Freilich schien mir zu diesem Ende die von der Lehrerin bezeichnete Aufgabe kein guter Weg, und zwar nicht, weil die Sache so gering wäre und des Erforschens nicht wert (wo kämen wir hin, wenn wir diesen Maßstab an die Forschung anlegen wollten?); vielmehr fällt auf, daß die Aufgabe selbst unlösbar ist, weil sich das Untersuchte in den vier oder fünf Jahrzehnten, die ein erfülltes Forscherleben dauern kann, zu sehr ändert, und am Ende stünden wir am Anfang. Zumindest damals war mir nicht klar, daß die Wissenschaft ist wie die Lernäische Hydra, daß wir mit den Lichtern, die wir gelegentlich anzünden, nur den Rand zur Dunkelheit vergrößern. Klar war mir bloß, daß es sich in den Wissenschaften dort leichter botanisiert, wo die Probleme nicht so schnell nachwachsen.¹

Dies ist sicher einer der Vorzüge der älteren deutschen Philologie, in der, zumindest im vorigen Jahrhundert, einiges vollendet wurde. Ein Werk wie die »Deutsche Grammatik« von Jakob Grimm schien mir vor fünfzehn Jahren und

1 Wenn ich mich hier und gelegentlich im folgenden etwas frivol auszudrücken scheine, so deshalb, um es dem Leser etwas leichter zu machen, die folgenden Überlegungen als unernst anzusehen und sich so der Diskussion zu entziehen. Denn diese Möglichkeit ist, wie wir sehen werden, ein Segen.

scheint mir heute noch unfasslich – obwohl ja das Nachleben dieses Mannes klar belegt, daß man auch als Wissenschaftler mit Märchenerzählen am ehesten berühmt wird –, und wie ein Einzelner ein Werk wie Graffs »Althochdeutschen Sprachschatz« schaffen konnte, läßt sich nur mehr schwer nachvollziehen. Allerdings gibt er im Vorwort zum ersten Band (1834) einige Aufschlüsse darüber, wenn er schreibt: »welche lange mühselige Arbeit hat dieses Werk mir auferlegt, welchen Gram und Kummer, welchen Verletzungen mich ausgesetzt, welche Opfer von mir gefordert! Gesundheit, Besitz und Erwerb habe ich für dasselbe hingeben müssen; ja selbst der Fürsorge für die Meinigen hat es mich beraubt, indem es mich auf jeden Nebenverdienst, durch den ich, wenn auch nicht die Zukunft meiner Familie sicherstellen, doch ihr Schicksal erleichtern konnte, Verzicht zu leisten verpflichtet. Nur durch frommes vertrauensvolles Gebet und durch treuen unermüdlischen Fleiß ... bin ich, wenn auch spät, beim Sinken meines Lebens, halberblindet und an Geist und Körper geschwächt, der Vollendung meines Werkes nahe gekommen.« Der Tonfall, in dem ich diesen Aufsatz begonnen habe, würde es jetzt erheischen, etwas über die Bewunderung und die Erschütterung zu sagen, die uns angesichts dieses unerschütterlichen wissenschaftlichen Ethos erfassen. Aber so sind ja unsere Empfindungen nicht, oder nicht ganz so. Denn zum ersten staunt man in der Tat über die Leistung dieses Mannes, und ich glaube nicht, daß jemand von uns wohlbestallten Akademikern dies heute fertigbrächte. Wir schmeicheln uns natürlich, daß unsere Arbeiten tiefer, scharfsinniger und theoretisch anspruchsvoller sind als ein althochdeutsches Wörterbuch; aber wir machen uns da vielleicht etwas vor, und ich bezweifle sehr, daß sich in hundert, ach was, in dreißig Jahren noch jemand ernsthaft für unsere Produktion interessiert (mit ein paar Ausnahmen, sicher). Vielleicht macht man sich das besser nicht klar. – Zum zweiten denken wir, daß bei Eberhard Graff Forscherglück und Lebensglück schlecht balanciert waren, und sein Geschick scheint uns, bei aller Bewunderung, ein bißchen traurig und ein bißchen lächerlich und sein Vorhaben unverständlich, ja unmenschlich. Jedenfalls würden wir es nicht so machen, und jemand seines Schlages hätte im akademischen Betrieb der Germanistik keine Chance; man würde ihn als Narren oder als Stachanow ansehen. Soweit ist alles klar. Aber drittens neigen wir nun doch dazu, Graffs Handeln, also das Lebensglück der Forscheraufgabe zu opfern, für edler zu halten als das unsere, für dümmer zwar, aber für edler. Wir fühlen uns zugleich etwas beschämt – ich hoffe jedenfalls, daß ich nicht der einzige bin, der sich etwas beschämt fühlt –, und das müssen wir verdrängen oder wegerklären. Es wäre viel einfacher, wenn wir den Eindruck hätten, daß Graff all dies des Ruhmes wegen getan hat, zumal ihm die beiden andern leitenden Ideale, die ich eingangs erwähnt habe, sichtlich wenig bedeuteten. Aber diesen Gefallen tut er uns nicht; nach allem, was wir wissen, wollte er ganz unmenschlich der Wissenschaft dienen. Das ist ärgerlich.

Graff antizipiert eine Gelehrtenrepublik, eine Gemeinschaft, deren Mitglieder sich frei von niederen Beweggründen (oder praktischen Idealen, wie ich dies oben genannt habe) dem Austausch von Gedanken und der Beförderung der Erkenntnis widmen. Eine solche ideale Kommunikationsgemeinschaft existiert natürlich nicht. Das ist auch gar nicht die Frage. Es ist aber sehr wohl die Frage,

ob sie wünschbar ist und ob wir sie, zumindest als Leitgedanken, in unseren Bemühungen als Wissenschaftler und als soziale Wesen anstreben sollen.

2. Der rationale Diskurs und die ideale Kommunikationsgemeinschaft

Im Gegensatz zu Graff bin ich *nel mezzo del cammin di nostra vita* (jedenfalls statistisch gesehen), leidlich gesund und gut bezahlt. Jetzt möchte ich noch herausfinden, wie die Sprache funktioniert. Wie geht es zu, daß da jemand etwas im Kopf hat, daß er (oder sie) die Luftmoleküle in bestimmter Weise schwingen läßt und daß dann jemand anderes mehr oder minder dasselbe im Kopf hat? In einer älteren Redeweise schrieb man ja dem Menschen eine Doppelnatur zu: er (oder sie) hat teil am Reich des Geistigen und am Reich des Materiellen; die Sprache ist eine Nahtstelle zwischen beiden. Diese Redeweise gilt als obsolet, doch das Problem ist dasselbe. Um unsere Gedanken auszutauschen, müssen wir sie, anders als die Engel, in Materielles umsetzen. Damit, nämlich mit der Sprache, kommt freilich auch eine gewisse Unreinheit in den geistigen Austausch. Wenn wir diesen Umweg übers Materielle nicht gehen müßten, sondern Gedanken lesen könnten, dann gäbe es beispielsweise keine Lüge, denn was der eine im Kopf hat, würde unverfälscht auch in den Kopf des andern wandern. (Wir können uns vorstellen, daß dieser Austausch, also das Gedankenlesen, räumlich begrenzt ist wie das Sprechen auch, denn es ist schlecht denkbar, daß man gleichzeitig die Gedanken von fünf Milliarden Menschen läse). Es gäbe auch keine Mißverständnisse, aus dem nämlichen Grund. Jedermann könnte sich gleichermaßen am geistigen Austausch beteiligen. Kurzum, wir hätten eine ideale Kommunikationsgemeinschaft. Nun ist es natürlich nicht so, daß wir Gedanken lesen könnten. Allerdings braucht uns das nicht davon abzuhalten, die dort gegebene Kommunikation als Vorbild für eine wahrhaftige, unverzerrte und chancengleiche sprachliche Verständigung unter Menschen zu nehmen. Wir könnten diesen Gedanken zu einem »Kommunikativen Imperativ« ummünzen.

(KI) Sprich so, daß die Kommunikation möglichst jener gleichkommt, die beim Gedankenlesen vorläge.

Niemand hat bislang einen solchen Kommunikativen Imperativ vorgeschlagen. Aus Gründen, die später deutlich werden, möchte ich das um Gottes willen auch nicht tun. Es gibt aber eine Reihe ähnlicher, wenn auch weniger radikaler Versuche, eine ideale Kommunikation zu bestimmen, die dann als (freilich in der Praxis nur anzustrebendes, nicht zu verwirklichendes) Muster für bestimmte Zwecke dienen kann. Auf zwei dieser Versuche will ich kurz eingehen.²

Der erste, bekanntere, stammt von Habermas (1971, 1973). Er ist Teil des von Habermas, Apel und andern entwickelten Gedankens, Wahrheit, Normbegrün-

2 Es geht mir im folgenden nicht um eine Auseinandersetzung mit den beiden Autoren – viele ihrer Auffassungen teile ich –, sondern um das Problem der idealen Kommunikationsgemeinschaft, und dafür sind dies zwei gute Beispiele.

dung und Rationalität an die Kommunikation unter Menschen zu binden. Nun ist, zumindest nach Meinung der Philosophen, klar, daß die reale Kommunikation dazu nicht das Muster hergeben kann, denn sie ist systematisch verzerrt. Es muß daher zunächst diese Verzerrung beseitigt werden. Habermas' Grundgedanke ist, daß im rationalen Diskurs – das ist jene Form der Kommunikation, in der Geltungsansprüche nicht selbstverständlich gelten, sondern thematisiert und (möglicherweise) begründet werden – ideale Verhältnisse, eine ideale Sprechsituation, kontrafaktisch unterstellt werden und unser sprachliches Verhalten leiten. Diese ideale Sprechsituation ist im wesentlichen durch gleiche Möglichkeiten aller Beteiligten, bestimmte Sprechakte auszuführen, gekennzeichnet. Im einzelnen legt er fest (Habermas 1973, S. 255/256; ähnlich, aber kürzer, schon Habermas 1971, S. 137/138):

1. Alle potentiellen Teilnehmer eines Diskurses müssen die gleiche Chance haben, kommunikative Sprechakte zu verwenden, sodaß sie jederzeit Diskurse eröffnen sowie durch Rede und Gegenrede, Frage und Antwort perpetuieren können.
2. Alle Diskursteilnehmer müssen die gleiche Chance haben, Deutungen, Behauptungen, Empfehlungen, Erklärungen und Rechtfertigungen aufzustellen und deren Geltungsanspruch zu problematisieren, zu begründen oder zu widerlegen, sodaß keine Vormeinung auf Dauer der Thematisierung und Kritik entzogen bleibt.
3. Zum Diskurs sind nur Sprecher zugelassen, die als Handelnde gleiche Chancen haben, repräsentative Sprechakte zu verwenden, d. h. ihre Einstellungen, Gefühle und Intuitionen zum Ausdruck zu bringen (...).
4. Zum Diskurs sind nur Sprecher zugelassen, die als Handelnde die gleiche Chance haben, regulative Sprechakte zu verwenden, d. h. zu befehlen und sich zu widersetzen, zu erlauben und zu verbieten, Versprechen zu geben und abzunehmen, Rechenschaft abzulegen und zu verlangen usf.

In dieser Welt weht die eisige Luft der reinen Wahrheitssuche. Sie ist, jedenfalls der Idee nach, frei von verzerrter Kommunikation. Freilich ist keineswegs klar, daß letzteres wirklich der Fall ist, denn was die Bedingungen verlangen, ist zunächst einmal Chancengleichheit. Sie gilt in zweierlei Hinsicht; zum ersten müssen die Sprecher innerhalb des Diskurses die gleichen sprachlichen Rechte haben (Bedingungen 1 und 2), und zum zweiten müssen sie auch außerhalb des Diskurses, im alltäglichen kommunikativen Handeln, gleiche sprachliche Rechte haben; andernfalls sind sie zum Diskurs nicht zugelassen (Bedingungen 3 und 4). Letzteres ist bereits etwas verwirrend, denn der Formulierung nach wird ja nicht das (alltägliche) kommunikative Handeln zur Chancengleichheit hin idealisiert, sondern es dürfen keine Sprecher in den Diskurs einsteigen, die dort nicht chancengleich sind; sonst ist es ein verzerrter Diskurs. Es kann also einen nicht verzerrten Diskurs unter Professoren geben, auch unter Assistenten, aber nicht zwischen Professoren und Assistenten, denn die Teilnehmer haben nicht die gleiche Chance, als Handelnde regulative Sprechakte zu vollziehen. Es wird dann kontrafaktisch unterstellt, als seien alle zum Diskurs zugelassen. Dies ist aber möglicherweise bloß eine Frage der Formulierung. Ich deute die beiden

Bedingungen 3 und 4 so, als werde für den idealen Diskurs kontrafaktisch unterstellt, es bestehe Chancengleichheit im kommunikativen Handeln außerhalb des Diskurses. Diese doppelte Idealisierung auf Chancengleichheit hin bringt wenig, und zwar erstens, weil gleiche Chancen nicht besagt: gute Chancen, und zweitens, weil mit der realen sprachlichen Kommunikation einhergehende Probleme wie Lüge, Missverstehen und ähnliche damit nicht beseitigt werden. Angenommen, die Schüler der vierten Klasse der Hilfsschule in Schwanheim beginnen einen Disput darüber, ob man den Lehrer belügen darf. Genügt nun die Annahme der Chancengleichheit, um diesem Diskurs Rationalität und normbegründende Kraft beizumessen? Oder nehmen wir an, ich diskutiere mit meinen Freunden Rainer Dietrich, Arnim von Stechow und Dieter Wunderlich, alles Professoren der Sprachwissenschaft wie ich, die Problematik der idealen Kommunikation. In einem solchen Diskurs sind, soweit ich sehe, die Bedingungen 1–4 für die ideale Sprechsituation real erfüllt: wir haben die gleichen Chancen, kommunikative Sprechakte zu vollziehen (Bedingung 1) und innerhalb des Diskurses zu argumentieren (Bedingung 2); ebenso sind unsere Chancen, im kommunikativen Handeln repräsentative wie regulative Sprechakte zu verwenden, nach meiner Einschätzung so ziemlich gleich; kurzum: alle Voraussetzungen erfüllt. Warum stellt man uns nicht von akademischen Obliegenheiten für eine Weile frei und läßt uns das Gute, Wahre und Schöne im Diskurs begründen? Und weiter: Nehmen wir an, die Zuständigen schließen sich dieser Überlegung an, übertragen uns diese Diskursaufgabe, geben aber noch einen fünften Gleichberechtigten hinzu, der uns alle nicht leiden kann (und umgekehrt): würde die Idealität des Diskurses da nicht leiden, würde Lüge und Mißverständnis und Ablenkungsmanöver und dergleichen nicht zunehmen? Schließlich: daß alle die gleiche Chance haben, beispielsweise (im Diskurs) Geltungsansprüche zu problematisieren oder (im Handeln) Gefühle zum Ausdruck zu bringen, besagt ja nicht, daß sie dies immer dürften; es kann – wie in der nicht idealisierten Sprechsituation – Tabus oder Höflichkeitsregeln geben, die dies verbieten: sie müssen lediglich für alle Beteiligten gleich gelten; damit ist natürlich viel der Diskussion entzogen. Kurzum: diese Idealisierung auf bloß das zweite Ideal der Französischen Revolution bringt wenig.

Der zweite Versuch, Regeln für einen idealen Diskurs aufzustellen, ist wesentlich radikaler, insofern die Regeln nicht bloß auf Gleichheit der Chancen gehen, sondern absolute Forderungen erheben. Alexy (1978) schlägt als Grundlage für den »allgemeinen praktischen Diskurs« die folgenden Regeln vor (wir betrachten hier nur die beiden ersten Gruppen von Regeln, auf denen eine Anzahl weiterer aufbaut):

1. Die Grundregeln

- (1.1) Kein Sprecher darf sich widersprechen.
- (1.2) Jeder Sprecher darf nur das behaupten, was er selbst glaubt.
- (1.3) Jeder Sprecher, der ein Prädikat F auf einen Gegenstand a anwendet, muss bereit sein, F auch auf jeden anderen Gegenstand, der a in allen relevanten Hinsichten gleicht, anzuwenden.
- (1.4) Verschiedene Sprecher dürfen den gleichen Ausdruck nicht mit verschiedenen Bedeutungen verwenden.

2. Die Vernunftregeln

- (2.0) Jeder Sprecher muß das, was er behauptet, auf Verlangen begründen, es sei denn, er kann Gründe anführen, die es rechtfertigen, eine Begründung zu verweigern.
- (2.1) Jeder, der sprechen kann, darf an Diskursen teilnehmen.
- (2.2) (a) Jeder darf jede Behauptung problematisieren.
(b) Jeder darf jede Behauptung in den Diskurs einführen.
(c) Jeder darf seine Einstellungen, Wünsche und Bedürfnisse äußern.
- (2.3) Kein Sprecher darf durch innerhalb oder außerhalb des Diskurses herrschenden Zwang daran gehindert werden, seine in (2.1) und (2.2) festgelegten Rechte wahrzunehmen. (Alexy 1978, S. 361/362)

Wie man leicht sieht, gehen diese Regeln viel weiter als die Habermasschen Kriterien. Während bei Habermas alle das gleiche Recht haben zu schwindeln, soll bei Alexy keiner schwindeln (= (1.2)). Man kann die ersten vier Regeln, die Grundregeln, als kategorische Maximen der Rede »Sei logisch! Sei ehrlich! Sei konsequent! Sei klar!« paraphrasieren. Da möchte man mit Sarraastro sagen: »Wen diese Worte nicht erfreuen, verdient nicht ein Mensch zu sein.« Alle, die solche und ähnliche Maximen aufgestellt haben, meinen natürlich nicht, daß man sie jederzeit verwirklichen könnte, wohl aber, daß man ihre Verwirklichung anstreben sollte. Ich komme gleich darauf zurück. Die Regeln der zweiten Gruppe sind konstitutiv für den rationalen Diskurs. Sie entsprechen in vielem den vier Habermasschen Bedingungen, an die Alexy auch direkt anknüpft (S. 134–177), sind aber im Gegensatz zu diesen wiederum absolut: es hat nicht jeder das gleiche Recht, beispielsweise eine Einstellung zu äußern, sondern jeder hat das Recht, jede Einstellung zu äußern. Tabus gibt es im rationalen Diskurs nicht oder Höflichkeitsriten. An dieser Stelle beginnen sich gewisse Bedenken einzuschleichen. Hier sind drei:

Gewänne der Diskurs vor Gericht, der in der Realität ja starken institutionellen Zwängen unterliegt, an Vernunft, wenn mehr von den Bedingungen (2)–(2.3) verwirklicht wäre? Wenn beispielsweise der Angeschuldigte ungeahndet zum Richter sagen dürfte: »Du bist ein Arschloch« (= Behauptung nach (2.2) (b)) und »Wenn ich dich in die Finger kriege, schneide ich dir die Gurgel ab« (= Wunsch nach (2.2) (c)). Und soll der Richter nicht, ganz entgegen Regel (2.3), vernünftigerweise daran gehindert werden zu sagen: »Bei so einem Gesindel lob ich mir den Ayatollah.« Es geht wohlgemerkt nicht darum, daß dies institutionell nicht zugelassen wird, sondern darum, ob die entsprechenden institutionellen Zwänge der Vernunft Abbruch tun.

Ich lehne es ab, mit den Herren Pol Pot und Idi Amin in einen Diskurs über den Massenmord einzutreten; ich will ihre Pro-Argumente überhaupt nicht hören. Ich denke nicht daran, die Berechtigung von Auschwitz gemäß den Regeln (1) bis (2.3) zu diskutieren. Und wenn jemand von mir verlangen würde, die Behauptung, jeder Mensch habe ein Anrecht auf Leib und Leben, zu begründen, dann würde ich allenfalls sagen »Das ist halt so«, obwohl ich wohl weiß, daß es da viele Andersdenkende gibt.

Mir scheint (aber ich bin nicht sicher), wenn man jede Behauptung problematisieren dürfte, wenn man immer weiter Begründungen verlangen dürfte, dann würde man den vernünftigen Diskurs selbst zerstören. Bei der Begründung von

Normen, Werten, Überzeugungen kommt man, wie man leicht merkt, rasch ans Ende, und dort weiterzufragen, würde jegliche Gesellschaft, jegliches vernünftige Zusammenleben von Menschen bedrohen und, wenn mit sokratischer Hartnäckigkeit fortgesetzt, schließlich zerstören.³ Es kommt höchstens darauf an, einen möglichen gemeinsamen Grundbestand an Überzeugungen und Wertvorstellungen zu ermitteln.

Nun will ich mit solchen Bedenken natürlich nicht sagen, Regeln wie (1)–(2.3) seien im Prinzip unvernünftig, und man solle das Gegenteil tun. Vielmehr leuchten sie mir im großen und ganzen sehr ein, solange man sich nicht allzu konsequent daran hält. Furchtbar ist bloß der Gedanke, das Ideale könnte real werden. Ich meine, um ein Beispiel zu nehmen, selbstverständlich nicht, man solle sich nicht an eine Maxime wie (1.2) halten: »Jeder Sprecher darf nur das behaupten, was er selbst glaubt.« Es steht ja schon in der Bibel. Aber wo käme man denn hin, wenn man immer sagen würde, was man wirklich denkt? Oder sich auf jeden Disput einlassen würde? Oder immer konsequent und klar in seinem Sprachverhalten wäre? Ich will's Ihnen verraten: in eine Gesellschaft, in der die Balance zwischen möglicher Beförderung der Erkenntnis einerseits und Lebensglück andererseits ist wie bei Graff.

3. Preis der Möglichkeit der Lüge, des Mißverständnisses und der Gesprächsverweigerung

Wenn wir Gedanken lesen könnten, oder wenn der »Kommunikative Imperativ«, den ich in Abschnitt 2 angeführt habe, befolgt würde, dann wären Regeln wie die Alexys erfüllt (es sei denn, man verbietet das Denken). Wünschen wir in einer Gesellschaft zu leben, in der die Verhältnisse so sind, als könnten alle ihre Mitglieder Gedanken lesen? Erscheint uns eine solche ideale Kommunikationsgemeinschaft die Erfüllung? Mir nicht. Es wären drei Möglichkeiten nicht mehr gegeben, die

3 Ich erinnere an Jacob Burckhardts Kennzeichnung des Sokrates: »Er kämpfte für eine erhöhte Gottesidee, für Fortdauer und Verantwortlichkeit der Seele, also für die einzigen Grundlagen wahrer Sittlichkeit. Aber vielen Leuten muß er zuwider gewesen sein; er sagt es selbst in seiner Apologie. Es ist dies nur zu begreiflich. Stellen Sie sich einmal vor, es träte bei uns einer auf den Markt oder in die Hallen des Rathauses und fragte den ersten besten Zunftbruder, der vorübergeht: »Nicht wahr, Bruder, das Handwerk, das du treibst, ist ein irgendwie beschaffenes Handwerk?« Je mehr derselbe mit: »versteht sich«... Konzessionen über Konzessionen macht, um so unerbittlicher setzt unser Philosoph seine Hetzjagd und sein Katechismusabfragen fort; er schneidet erbarmungslos alle Rückzugslinien ab; er drängt das arme Prüfungsobjekt von Position zu Position, bis dasselbe endlich todesmatt in den Netzen seiner analytischen Methode und seiner hinterhältigen Dialektik zappelt« (Zitat nach dem Nachwort zu meiner Ausgabe der »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«, Leipzig 1935, S. 327/328). – Das gibt mir Anlaß, en passant noch einen Satz aus seinen Betrachtungen über Glück und Unglück in der Geschichte anzuführen: »Als eminent unglücklich gelten natürlich alle Zeiten großer Zerstörung, indem man das Glücksgefühl des Siegers (und zwar mit Recht) nicht zu rechnen pflegt.« (Ebd., S. 253).

mit dem realen sprachlichen Verhalten, mit dem Kommunikationsgebaren, wie wir es jetzt haben, ständig einhergehen und die für ein erträgliches und manchmal glückliches menschliches Zusammenleben unabdinglich sind, nämlich die Möglichkeit, die Wahrheit im Verborgenen zu halten, die Möglichkeit, sich in Illusionen zu wiegen, und die Möglichkeit, dem Gedankenaustausch mit andern auszuweichen. Jede dieser Möglichkeiten kann sich zum Schlechten wenden; jede ist zugleich eine Bedingung der Möglichkeit des Glücks, wie ich es verstehe. Nicht alles an diesen drei Möglichkeiten hat mit Sprache und Kommunikation zu tun; aber Sprache und Kommunikation haben einen wichtigen Teil daran.

3.1 Die Lüge als Bedingung der Möglichkeit der Freiheit

Dem ...ministerium liegen die folgenden Erkenntnisse über Sie vor:
(passim)

Man kann verschiedene Vorstellungen von Lüge haben; ich meine hier nicht nur das explizite Behaupten des Gegenteils dessen, was man meint, sondern beispielsweise den Versuch, jemanden im Irrtum befangen sein zu lassen, zu einer falschen Auffassung zu verleiten, ohne einen einzigen falschen Satz zu sagen, kurz: das, was wahr ist, nicht an den Tag bringen zu wollen. Man kann auch verschiedene Vorstellungen von Freiheit haben. Unsere Handlungsmöglichkeiten werden von den Naturgesetzen, von unserer Psyche – unserer Wünsche, Begierden, Idealen – und von der Gesellschaft eingeschränkt. Daß wir nicht fliegen können wie die Vögel – nun ja. Daß wir von unseren Körpersäften oder von unseren Wertvorstellungen, rationalen wie irrationalen (?), abhängig sind, damit kann ich leben. Hier geht es nur um die Einschränkung des freien Handelns durch die andern, durch die soziale Kontrolle. Es ist klar, daß diese Einschränkung um so eher möglich ist, je mehr über den Einzelnen bekannt ist, je stärker er unter ständiger Überwachung steht. Der klassische Einwand gegen den Datenschutz, von allen Polizeipräsidenten vorgebracht, lautet: Wer nichts zu verbergen hat, der braucht auch nichts zu befürchten. Der ebenso klassische Gegeneinwand dagegen ist, daß das Wissen über den Einzelnen jenen, die darüber verfügen, eine Kontrollmöglichkeit gibt und damit die Möglichkeit, sein Tun und Lassen, sein Denken und Handeln zu überwachen und einzuschränken. Unter den Bedingungen des Kommunikativen Imperativs wären sämtliche Handlungen des Einzelnen, sämtliche Überlegungen und Motive, die ihn dazu bewegen, einer vollständigen, gleichmäßigen sozialen Kontrolle unterworfen. Vielleicht gibt es ein Konzept von Freiheit (»Die Wahrheit wird euch frei machen«), das mit einer solchen Kontrolle durch die Andern vereinbar ist; das meine ist es nicht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, eine Kontrolle der Handlungen des Einzelnen durch die Andern sei auszuschließen; ganz im Gegenteil. Aber es muß auch die *Möglichkeit* geben, sich der Kontrolle durch die Andern zu entziehen. Das ist in der idealen Kommunikationsgemeinschaft nicht so.

3.2 Mißverständnis als Bedingung der Möglichkeit des Glücks

Wie teuer du eine schöne Illusion auch
bezahltest, du hast einen guten Handel
gemacht.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

Mißverständnisse sind nicht Illusionen, aber sie sind das sprachliche Ingredienz von Illusionen, auch von jenen, ohne die das Leben eine einzige Desillusion, eine Enttäuschung wäre. Daß wir einander nicht verstehen oder falsch verstehen, ergibt sich natürlich aus der Art, wie die menschliche Sprache funktioniert; wenn wir Gedanken lesen könnten, gäbe es kein Missverstehen. Wir sind geneigt, dies für eine Schwäche der Kommunikation zu halten, etwas, das es nicht geben sollte. Wir denken, die Liebe unseres Lebens und vielleicht das Lebensglück verpaßt zu haben, weil sie gesagt hat »Um siebzehn Uhr an der alten Eiche« und wir haben verstanden »um sieben Uhr«. Sie hat »nein« gesagt und »ja« gemeint und wir haben »nein« verstanden, weil wir so naiv waren oder so unsicher oder so verwirrt. Nun hat man freilich der Fälle mehrere, daß die Absprache geklappt hat, und es wurde ein Unglück fürs Leben daraus, und man verflucht die Stunde, in der man sich verstanden hat. Ich meine natürlich nicht, es sei grundsätzlich gut, sich mißzuverstehen. Aber ich meine, es ist gut, daß man sich mißverstehen *kann*. Ungefähr zu der Zeit, als wir in der Schule den Sonnentau durchgenommen haben, da habe ich viel Dostojewskij gelesen, so auch die Erzählung »Helle Nächte« (1847). In dieser Geschichte, in den drei Nächten dieser Geschichte, verliebt sich ein etwas scheuer, verträumter junger Mann in ein Mädchen, dessen Freund davongegangen ist, und allmählich erwidert sie seine Liebe, wie er es deutet. Aber in der letzten Nacht ist der Freund zurückgekommen, und alles war eine Täuschung und ein Missverstehen. Die Geschichte endet mit den Worten: »Mein Gott! Einen ganzen Augenblick der Seligkeit. Ja, ist denn das nicht genug für ein ganzes Menschenleben? ...« – Damals habe ich mir, mit der Naivität dieses Alters (gepriesen der Leser, der sie sich erhalten hat) gedacht, daß dies doch etwas wenig sei: drei Nächte glücklich, einen Augenblick der Seligkeit, und dieses Glück nur durch eine Illusion. Heute denke ich mir, daß drei Nächte in der Tat ein bißchen wenig ist, aber immerhin etwas, und daß für uns Sentimentalische wenig mehr zu erreichen ist, als sehenden Auges die Illusion zu leben. In Stanislaw Lems Roman »Der futurologische Kongreß« findet sich der Held in einem Land, wo Künste und Wissenschaft blühen, Friede herrscht und alle Tage die feinsten Speisen auf dem Tisch in seinem Prunkgemach stehen, bis die Wirkung der Drogen nachläßt: »Aber ich gestehe, dort könnte ich nicht leben. Denn als ich einmal unbedacht den Ausnüchterer benutzte, fand ich mich in einem Koben von der Größe einer besseren Schublade; meine Nase tauchte in eine Freßrinne ... und mit den Füßen berührte ich das Kopfende der Liegestatt im nächsten Schubfach.« Die Aufgabe ist aber gerade, sich in dieser Welt einzurichten.⁴ Der ans Diskursive gewöhnte

4 Lem behandelt die Probleme des Glücks in etwas systematischer Weise in »Summa felicitologica« (in: *Phantastische Erzählungen*).

Leser wird diese Argumentation nicht überzeugend finden. Vielleicht verstehen wir uns hier falsch, vielleicht ist es gut so.

3.3 Die Gesprächsverweigerung als Bedingung der Möglichkeit sozialen Lebens

Ich habe mich der Diskussion nicht gestellt.
(Peter Handke: *Selbstbeziehung*)

Mir scheint, aber ich will niemanden dazu bereden, daß viele der Normen und Wertvorstellungen, die soziales Leben ermöglichen, nur solange wirksam sind, als sie nicht problematisiert werden. Weder der Einzelne noch eine Gemeinschaft kann es sich daher leisten, jede ihrer Überzeugungen in Frage stellen zu lassen, sie zum Gegenstand des vernünftigen, offenen Diskurses zu machen.

Daß wir die Werke der attischen Tragiker für bedeutender halten als »Charleys Tante«, Vermeer für bedeutender als Carl Barks, »Don Giovanni« für bedeutender als »Friederike«, ist ein Teil unserer Lebensform. In dieser Lebensform können wir es uns nicht erlauben, die Einschätzung dieser Werte unvoreingenommen gegeneinander auszuspielen, sonst ist unsere Lebensform tot. Es gibt andere Lebensformen mit anderen Werten, aber für sie gilt das Gleiche. Eine Gesellschaft, die den Massenmord, die Vergewaltigung und den Betrug ablehnt, kann die Berechtigung dieser sittlichen Werte nicht ernsthaft zum Gegenstand des Diskurses machen. Möglicherweise würden sich zwar die Gegner des Massenmordes argumentativ durchsetzen, aber die sittliche Norm, wenn bloß so gerechtfertigt, wäre tot in ihrer selbstverständlichen Wirkung. Keine Gesellschaft kann es sich leisten, mit jedem Wahnsinnigen – mit jedem, der völlig jenseits ihrer Normen und Wertvorstellungen steht – ernsthaft in einen rationalen Diskurs einzutreten. Kein Einzelner kann es sich leisten, jede ihn betreffende Behauptung, jede ihn betreffende Einstellung oder Forderung zum Gegenstand des offenen, unvoreingenommenen Gesprächs zu machen – es sei denn, es ist nur ein Spiel, wie unter Philosophen.

Wenn jemand an Deine Tür klopft und sagt: »Darf ich Dir eine reinhauen, es würde mich freuen?« oder »Gib mir all Deine Habe, oder jedenfalls die Hälfte!«, dann kannst Du Dich ernsthaft auf ein Gespräch mit wohlwogenem Pro und Contra einlassen. Ich rate Dir aber, die Tür zuzumachen. Es ist unfair, sich dem Gespräch zu verweigern. Aber gepriesen sei diese Möglichkeit. Wahrscheinlich wird es ganz falsch verstanden. Ich lobe nicht die Lüge, das Missverständnis und die Gesprächsverweigerung, die, so wie die Sprache nun einmal beschaffen ist, uns in der realen Kommunikation alltäglich begleiten. Sie sind schlimm genug. Ich lobe ihre Möglichkeit, denn ohne diese Möglichkeit wäre es schlimmer.

4. Vom Lebensglück

Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.
(Wittgenstein: *Tractatus* 6.52)

Vor einem Dutzend Jahren, als diese Zeitschrift gegründet wurde, hätte ich mir zu dieser Sache etwas zu sagen gewagt. Heute habe ich zu viele Meinungen. Ich zitiere daher zum Abschluß lieber ein paar Meinungen anderer in dieser Sache.

»George«, sagte er, als der Kellner das leere Cognacglas holte, »ich werde im November einundvierzig« ... »Einundvierzig, zweiundvierzig, dreiundvierzig, fünfzig – und ich sitze hier und versuche ... Wissen Sie, was ich versuche, George? Ich versuche glücklich zu sein.«
»Wir alle möchten glücklich sein, Sir«, erwiderte George. »Ich würde Sie gern glücklich sehen, Sir.«
(James Thurber: *Einer ist ein Wanderer*)

Man möchte sagen, die Absicht, daß der Mensch glücklich sei, ist im »Plan der Schöpfung« nicht enthalten.
(Freud: *Das Unbehagen in der Kultur*)

Das Leben ist kurz, man muß sich einander einen Spaß zu machen suchen.
(Goethe zu Eckermann)

Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen. (dito)

Ich hab mich endlich zu 'ner Entscheidung durchgerungen. Hat lange gedauert und sie ist das Ergebnis von Überlegungen und Überlegungen, und weiteren Überlegungen und noch mehr Überlegungen. Und je nachdem, wie du die Sache betrachtetest, ist's die gottverdammtesten oder auch die arschlöchig-feigste Entscheidung, die einer jemals getroffen hat – sie besagt nämlich alles und nichts. Und das ist meine Entscheidung! Ich hab überlegt und überlegt und noch 'ne gottverdammte Masse mehr überlegt und bin dann schließlich zu der Feststellung gekommen, daß ich ebensowenig weder ein noch aus weiß, wie jeder gottverdammte andere Mensch auch ... und das ist das Ende.

(Jim Thompson: *Pop*. 1280)

Literatur

- Alexy, Robert (1978): *Theorie der juristischen Argumentation* Frankfurt a. M.
Burckhardt, Jacob (1935): *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Leipzig.
Habermas, Jürgen (1971): »Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz«. In: Jürgen Habermas/Niklas Luhmann: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt a. M., S. 101–141.
Habermas, Jürgen (1973): »Wahrheitstheorien«. In: Helmut Fahrenbach (Hg.): *Wirklichkeit und Reflexion. Festschrift für W. Schulz*. Pfullingen, S. 211–265.
Lem, Stanislaw (1977): *Der futurologische Kongress*. Frankfurt a. M.
Lem, Stanislaw (1980): *Phantastische Erzählungen*. Frankfurt a. M.

Der Wahn vom Sprachverfall und andere Mythen (1986)

Der Sineser hat sich durch seine steife Einsilbigkeit den Weg zu aller
weiteren Kultur verschlossen; aber die Sprache des Huronen und
Grönländers hat alles in sich, sich zu der Sprache eines Plato oder
Voltaire zu erheben.

(Adelung: *Mithridates*, 1806, S. XXV)

1. Einleitung

Wir sind geneigt, diese Ansicht Johann Christoph Adelungs wie auch die dahinter stehende Betrachtungsweise für nicht bloß falsch, sondern für eine unwissenschaftliche zu halten. Immerhin: Adelung gilt als der bedeutendste deutsche Sprachwissenschaftler vor den Grimms. Goethe hielt ihn für einen Pedanten, aber für einen großen Gelehrten. Das Zitat findet sich in der Einleitung zu seinem Hauptwerk, in dem er eine Fülle von Sprachen betrachtet und einen wenn auch kurzen Text, das Vaterunser, in hunderten von Sprachen und Dialekten anführt und vergleicht; seine Kenntnisse waren sicher beschränkt, gemessen am heutigen Stand des Wissens, aber wahrscheinlich immer noch breiter als die der meisten unter uns, und was ihre Oberflächlichkeit angeht, so bin ich mir nicht ganz im klaren, ob unsere heutigen sprachvergleichenden und sprachtypologischen Untersuchungen allemal so viel tiefer bohren; es gibt einige Fälle, die eher auf das Gegenteil deuten. Und schließlich zeichnet sich ja, der allseits so beifällig aufgenommenen Wissenschaftstheorie Sir Poppers zufolge, das wissenschaftliche Vorgehen eben dadurch aus, daß es mit starken Hypothesen und Theorien arbeitet, die sich dann, da eine Verifikation nicht möglich ist, möglicherweise falsifizieren lassen – dies um so besser, je stärker sie sind. So gesehen war Adelung ein wirklicher Wissenschaftler nach modernsten Maßstäben, denn sichtlich hat er klare Worte und eindeutige Festlegungen nicht gescheut. Aber natürlich sind wir gar nicht gewillt, seine These ernsthaft unter dem Gesichtspunkt von Verifikation und Falsifikation zu betrachten. Wir sehen sie als ein ebenso erheiterndes wie aus der Luft gegriffenes Werturteil an. ein Werturteil über die Struktur bestimmter Sprachen und ihre daraus rührende Tauglichkeit zur Erreichung eines hohen kulturellen Niveaus.

Adelung stand natürlich nicht allein mit seiner Auffassung. Die Vorstellung, daß sich nur Sprachen wie Latein und Griechisch, stark flektierende Sprachen also, für höhere geistige Zwecke eigneten, war jahrhundertlang nahezu unumstritten. Zu Adelungs Zeiten war immerhin Französisch neben sie getreten. Rivarols »Discours sur l'universalité de la langue française« war zwanzig Jahre zuvor in Berlin vom Preußenkönig, dessen Einschätzung des Deutschen bekannt ist, preisgekrönt worden. Aber das Argument war im Grunde dasselbe:

Vermöge seiner besonderen Struktur – allerdings nunmehr nicht so sehr der flexivischen Eigenschaften, sondern der Wortstellung – kann das Französische unsere Gedanken besser spiegeln als andere Sprachen, wie etwa das Deutsche. Dieser Gedanke ist nicht von Rivarol. Er findet sich schon ein Jahrhundert zuvor in der Grammatik von Port Royal klar ausgesprochen. Zu Rivarols und Adelungs Zeiten war er Gemeingut; deshalb mögen sich andere Sprachen gut zum Ausdruck der Leidenschaften eignen, als Sprache des Geistes und der höheren Kultur taugen sie minder. Diese Auffassung ist seither einer andern gewichen. Schon Jacob Grimm hat sie zumindest wesentlich verfeinert. Nicht nur, daß er beispielsweise das Englische – also eine Sprache, die praktisch überhaupt keine Flexion mehr hat und an steifer Einsilbigkeit dem Chinesischen sehr nahe steht – wesentlich höher veranschlagte als das Französische oder das Deutsche, er trennte insbesondere zwischen »geistiger« und »leiblicher« Vollkommenheit. So schreibt er in der Vorrede zu seiner *Geschichte der deutschen Sprache* (1854, S. 4): »Aus der geschichte der sprachen geht zuvörderst bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allem findet absteigen von leiblicher vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung« (Jacob Grimm stand zu dieser Zeit in seinem neunundsechzigsten Lebensjahr; daher vielleicht der »mythische« Gegensatz). An der Vorstellung, daß manche Sprachen besser, vollkommener seien als andere, hält er aber fest, bloß daß er eben unterschiedliche Formen der Vollkommenheit unterscheidet. Grimms Auffassung steht uns nicht mehr ganz so fern wie die Adelungs; trotzdem finden wir sie merkwürdig. Wieso soll man eine Sprache, die keine Flexionsendungen hat, für leiblich weniger vollkommen halten? Aber noch in neueren Sprachgeschichten ist es gang und gäbe, vom »Verfall« der Flexionsendungen beim Übergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen zu reden. Dies ist möglicherweise nur noch eine Rede-weise, die nicht viel besagt. Im allgemeinen Bewußtsein geblieben aber ist die Vorstellung, daß Sprachen nicht bloß anders werden, sondern besser – dies freilich selten – oder aber schlechter, weil sie bestimmte Ausdrucksmittel aufgeben und dafür andere aufnehmen. So wird es als schlecht bewertet, wenn manche Sprecher des Deutschen den althergebrachten Konjunktiv II »ginge« durch die periphrastische Bildung »gehen würde« ersetzen, die seit einigen Jahrhunderten gebräuchliche Stellung des finiten Verbs im Nebensatz »weil ich leider keine Zeit habe« durch die dem Hauptsatz entsprechende »weil ich habe leider keine Zeit«, das bewährte Wort »Treffen« durch ein neomodisches »meeting«, um nur drei von vielen beklagten Beispielen zu erwähnen. Die Vorstellung, solche und ähnliche Veränderungen zeigten einen Verfall der Sprache an, ist natürlich nicht aufs Deutsche beschränkt, noch sind es bloß ein paar Beckmesser, die sie beklagenswert finden. Es dürfte, sieht man von ein paar abgehobenen Linguisten, Außenseitern zweifellos, einmal ab, nur wenige geben, die, danach befragt, dieser Auffassung nicht beipflichten würden (oder meinetwegen »beipflichteten«). Daß solche Entwicklungen einen Verfall darstellen, steht für die meisten außer Frage. Nicht alle halten dies für gleich schlimm, und so sind auch die Formen, in denen sich die Überzeugung vom Sprachverfall bekundet, verschieden – von milden Glossen und geharnischten Leserbriefen über Akademietagungen bis zum großen zeit- und kulturkritischen Lamento. Die Vorstellung aber, daß es

besser wäre, wenn diese Veränderungen nicht einträten, ist nahezu allgemein und unangefochten.

Mir ist dies rätselhaft. Ich kann verstehen, daß man solche Entwicklungen häßlich findet; mir selbst gefallen nur wenige der Bildungen, die neuerdings in Gebrauch zu kommen scheinen. Aber die Vorstellung, die Sprache verfallende wie ein altes Haus oder ein alternder Körper und bedürfe der besonderen Hege und Pflege, scheint mir, jedenfalls auf den ersten Blick, vollkommen abwegig. Die Sprache, das ist doch kein Rosenstock, von dem man ab und zu ein paar Blattläuse, ein paar wilde Triebe entfernen muß, sondern es ist eine Menge von Gepflogenheiten – es ist die Art und Weise, in der Menschen miteinander reden. Diese Gepflogenheiten ändern sich im Laufe der Zeit, wie alle Gepflogenheiten, und jede einzelne Änderung kann man danach bewerten, ob sie unter diesem oder jenem Gesichtspunkt begrüßenswert, zweckmäßig oder schön ist. Aber etwas schon allein deshalb für schlecht zu halten, weil es früher anders war, beruht auf einem Wahn – dem Wahn vom Sprachverfall. Am schönsten formuliert hat diesen Wahn vielleicht Samuel Johnson in seinem bekannten Satz »Languages, like governments, have a natural tendency to degeneration« im Vorwort zu seinem berühmten Wörterbuch von 1755. So unverblümt würden sich heute wohl nur wenige äußern. Aber die Auffassung und die daraus rührende Argumentationsweise hat sich erhalten: Die Reihenfolge »weil ich habe leider keine Zeit« ist nicht deshalb schlecht, weil sie schlechter zu verstehen wäre, umständlicher, regelloser oder was immer man an vernünftigen Gründen anführen könnte, und solche Gründe lassen sich bei vielen Veränderungen namhaft machen, sondern weil bisher war es immer anders. Wohl gemerkt: der Wahn liegt nicht darin, bestimmte Regeln und Ausdrucksweisen zu *bewerten*, sondern darin, sie allein schon deshalb für schlechter zu halten, weil sie nicht mehr so sind, wie sie bisher waren.

Nun könnte es dem Forscher, der sich mit der Sprache und ihren Gesetzmäßigkeiten beschäftigt, eigentlich (Füllwort) gleichgültig sein, was Feuilletonisten, Oberlehrer, Kulturkritiker und Verfasser praktischer Handreichungen zum rechten Sprachgebrauch sich so denken und woher sie ihre Wertvorstellungen nehmen. Aber das wäre, so scheint mir, aus zumindest drei Gründen falsch und anmaßend.

Zum einen findet sich die genannte Vorstellung bei vielen, die sich mit der Sprache mindestens ebensogut auskennen wie die Sprachwissenschaftler, wenn auch auf andere Weise, zum Beispiel bei den meisten Schriftstellern. Zum zweiten ist die hartnäckige Vorstellung vom Sprachverfall, so scheint mir, nur eine Komponente in einem Mythengeflecht – in einem unreflektierten Bild, das wir uns von der Sprache, ihrer Bedeutung und dem Gewicht sprachlicher Veränderungen machen. Und zum dritten bestimmt dieses Bild nicht nur die Wahrnehmung des Laien von der Sprache, sondern in zumindest einigen Aspekten auch die des Sprachwissenschaftlers.

Im folgenden will ich – freilich nicht allzu systematisch – einen Blick auf einige dieser Mythen werfen, insbesondere eben auf den vom Sprachverfall. Wie schon oben angedeutet, bin ich keineswegs der Auffassung, man könne nicht eine Sprache oder einzelne sprachliche Erscheinungen bewerten. Dies ist sinnvoll und wichtig. Da Kriterien der Bewertung eng mit dem Mythos vom Sprachverfall

zusammenhängen, will ich im folgenden Abschnitt kurz erläutern, was ich für sinnvolle Kriterien der Bewertung halte.

2. Gute Sprache – schlechte Sprache

Im Vergleich zu Adelung und auch noch Grimm hält sich der moderne Sprachwissenschaftler mit Wertungen zurück. Das entspricht dem Trend in den Wissenschaften. Schließlich hat der große Brehm vor hundert Jahren vom Pavian noch deutlich gesagt, daß er von Aussehen ebenso häßlich sei wie von Charakter widerwärtig, während sich der moderne Biologe solche Urteile versagt und den bleichen Grottenolm ebenso hoch hält wie den schwarzen Panther oder die unscheinbare Taufleige. Er macht aber immerhin Aussagen darüber, weshalb bestimmte biologische Eigenschaften ein Lebewesen zu bestimmten Zwecken tauglicher machen als andere – genau darum geht es in der Selektionstheorie. Ebenso sollte ein Sprachwissenschaftler im Prinzip in der Lage sein, Aussagen darüber zu machen, ob und weshalb sich bestimmte strukturelle Eigenschaften einer Sprache zu bestimmten Zwecken – etwa zum Ausdruck eines bestimmten Gedankens in einer bestimmten Situation – besser eignen als andere. Nur wenige Sprachwissenschaftler würden dies tun, und die es tun, werden von ihren Kollegen ähnlich eingeschätzt wie Adelung. Mit Recht – denn die Sache ist kaum erforscht und höchstens ein Gegenstand von Vorurteil und wilder Spekulation. Man kann aber immerhin einige grundsätzliche Überlegungen dazu anstellen. Dabei müssen zumindest zwei Fragen geklärt sein, nämlich erstens, was soll überhaupt beurteilt werden, und zweitens, was sind die Bewertungsmaßstäbe?

Bewertet wird die Sprache. Aber dieser Ausdruck ist mehrdeutig. Man unterscheidet gewöhnlich zwischen mindestens drei Verwendungen, nämlich »Sprache« im Sinne von »Sprachvermögen«, das jedem Menschen von Natur aus gegeben ist (»Die Sprache zeichnet den Menschen unter allen Lebewesen aus«), im Sinne von »Einzelsprache« wie Englisch, Deutsch, Latein usw. (»Das Deutsche ist eine mäßig kultivierte Sprache«), und schließlich Sprache im Sinne von konkretem Sprechen in einer gegebenen Situation von »Sprachgebrauch« (»Er führte eine lose Sprache«). Bewertet wird »Sprache« in all diesen Bedeutungen. Die recht grundsätzlichen Klagen der sprachanalytischen Philosophen über die Verhexung unsres Denkens durch die Sprache beziehen sich nicht so sehr auf die Eigentümlichkeiten einer Einzelsprache, sagen wir des Englischen oder Deutschen, sondern auf die Natur der menschlichen Sprache überhaupt. Das braucht uns hier nicht weiter zu interessieren. Adelung hatte in der Tat Einzelsprachen im Visier: Chinesisch, Huronisch, Grönländisch, Griechisch, Französisch, und er wog ihre strukturellen Eigenschaften gegeneinander ab. Die heutige Sprachkritik bezieht sich vorwiegend auf bestimmte Einzelheiten im Gebrauch, aber auch auf bestimmte strukturelle und lexikalische Eigenschaften von Einzelsprachen. Beides scheint mir im Prinzip sinnvoll: Man kann sowohl die Verwendung eines einzelnen sprachlichen Mittels in einer gegebenen Redesituation zum Gegenstand der Bewertung machen wie die Tauglichkeit dieses und anderer Mittel überhaupt. Beides ist aber auseinanderzuhalten. Es ist klar, daß auch von den besten Mitteln

schlechter Gebrauch gemacht werden kann. Horowitz spielt auf einem Barpiano wahrscheinlich immer noch besser als unsereins auf dem Boesendorfer. Es scheint mir weiterhin klar, daß ein Mittel, wenn überhaupt, nur zu bewerten ist im Hinblick auf seinen möglichen Gebrauch. Gegenstand der Bewertung sind mithin sprachliche Mittel im Hinblick auf ihren *möglichen* oder ihren *realen* Gebrauch. Diese Mittel können entweder lexikalisch sein, also einzelne Wörter oder feste Wendungen, oder strukturell, also bestimmte Eigenschaften der Syntax (etwa die Wortstellung) der Morphologie (z. B. die Flexionsendungen), oder der Phonologie bzw. der Graphematik (wie Aussprache oder Rechtschreibung).

Soviel zum Gegenstand. Was sind nun die Bewertungsmaßstäbe? Mir scheint, es gibt zumindest vier Kriterien, über die im Grundsatz, nicht in der Entscheidung im einzelnen Fall, Einigkeit besteht. Es sind dies:

1. Verantwortung gegenüber der Sache: Das, was ausgedrückt werden soll, muß so ausgedrückt werden (können), daß in der Tat ausgedrückt wird, was ausgedrückt werden soll.

Eine Sprache, deren Wortschatz bestimmte begriffliche Unterscheidungen nicht zuläßt, ist in diesem Punkt unzulänglich, und wenn die Preisgabe einer bestimmten morphologischen Unterscheidung, sagen wir der zwischen Irrealis und Conditionalis, dazu führt, daß der entsprechende begriffliche Unterschied nicht mehr gemacht werden kann, dann ist dies ein Verlust. Kein Verlust ist sie hingegen, wenn der Unterschied auf andere Weise, z. B. durch lexikalische Mittel, klargemacht werden kann.

2. Verantwortung gegenüber dem Hörer bzw. Leser: Eine Sache muß so ausgedrückt werden (können), daß sie der jeweils angesprochene Leser bzw. Hörer verstehen kann, und zwar möglichst gut und leicht.

Auch das scheint mir eine recht triviale Forderung. Manche Sprachphilosophen, etwa Searle und Katz, vertreten in der einen oder andern Weise die Auffassung, man könne in jeder natürlichen Sprache im Prinzip jeden beliebigen Sachverhalt ausdrücken. Mir hat dies nie recht eingeleuchtet; aber auch wenn es sich so verhalten sollte, wenn also der ersten Verantwortung jederzeit Rechnung getragen werden kann, dann ist immer noch die Frage, ob dieser Sachverhalt in der Tat halbwegs verständlich wiedergegeben ist. Es scheint mir einleuchtend, daß Sprachen wie Englisch, Russisch oder Chinesisch einen hinlänglich differenzierten Wortschatz haben, um den Inhalt der Kritik der reinen Vernunft wiederzugeben, nicht aber das Huronische, ungeachtet seiner sonstigen Vorzüge. Wenn daher eine sprachliche Veränderung dazu führt, daß zuvor leicht Ausdrückbares nun allerlei komplizierte Manipulationen erfordert, dann ist dies wiederum ein Verlust.

3. Verantwortung gegenüber den Musen. Was gesagt wird, soll nicht nur die Sache, die ausgedrückt wird, genau wiedergeben und für den jeweils Angesprochenen verständlich sein, es soll auch schön, elegant, witzig ausgedrückt sein, es soll gefallen.

Dieses Kriterium ist vielleicht weniger unumstritten, zumal die Meinungen darüber, was ihm genügt, weit auseinander gehen. Aber solange diese Relativität

ausdrücklich zugestanden wird, scheint es mir eine durchaus billigenwerte Forderung. Wenn jemand sagt: »Die Reihenfolge ›weil ich habe leider keine Zeit‹ ist schlecht, weil ich sie so häßlich finde«, dann läßt sich schwer etwas dagegen sagen, außer vielleicht, daß man diese Einschätzung nicht teilt. (Ich selbst teile sie in diesem Fall). Bewertungen dieser Art können sich, wie die beiden andern, auf einen einzelnen Fall beziehen, einen gelungenen Satz, eine gelungene Wendung, aber auch auf die Sprache selbst. So klingt mir das Italienische schöner als das Chinesische, und dies werde ich mir nicht ausreden lassen. Aber ich habe nichts dagegen, daß jemand anderer Meinung ist.

4. Einfachheit: Das, was ausgedrückt wird, soll möglichst einfach ausgedrückt werden (können); insbesondere soll es möglich sein, *nur* das auszudrücken, was nach den ersten beiden Kriterien erforderlich ist.

Dieses Kriterium ist zunächst weniger einleuchtend, wenn es so abstrakt ausgesprochen wird. Ich will es deshalb an einigen deutschen Beispielen erläutern (Beispiele für andere Sprachen lassen sich leicht finden). Im Deutschen enthält jeder Satz mit dem finiten Verb eine Zeitkennzeichnung. Wir müssen sagen »Ich gehe/ging/werde gehen« und müssen damit bezeichnen, ob die Handlung in der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft liegt. Andere Sprachen, wie etwa das Chinesische, haben diesen strukturbedingten Zwang nicht: eine Äußerung enthält einen solchen Zeitbezug oder auch nicht, je nachdem, ob es dem Sprecher tunlich scheint. Nun ist es in vielen Fällen auch sicher wichtig zu wissen, wann eine bestimmte Handlung geschehen ist. In andern Fällen ist dies aber nicht so, oder es ist ohnehin klar. Wenn jemand eine Geschichte mit dem Satz einleitet: »Gestern ist mir doch auf der Hauptstraße etwas Merkwürdiges passiert«, dann steht fest, wann und wo sich das Geschehen zugetragen hat, und jede Wiederholung ist überflüssig. Das Deutsche läßt uns da aber keine Chance: wir müssen immer wieder, immer wieder angeben, daß die Geschichte in der Vergangenheit spielt. Wie absurd dies ist, wird deutlich, wenn man sich eine Sprache vorstellt, in der immer wieder, Äußerung für Äußerung, der Ort angegeben werden müßte, wenn auch in vager Form (der durch das Tempus ausgedrückte Vergangenheitsbezug ist ja sehr vage).

Nicht anders ist es mit der Genusunterscheidung, diesem Alptraum aller Deutschlernenden. Wir müssen für jedes Nomen markieren, zu welchem Genus es gehört, und haben dementsprechend eigene Flexionsformen. Man würde aber, gemessen an den beiden ersten der obengenannten Kriterien, nichts verlieren, wenn diese Unterscheidung aufgegeben würde, wie das Englische dies ja getan hat.

Ein drittes Beispiel sind die unterschiedlichen Kasusreaktionen bei Präpositionen. Es heißt »mit dem«, aber »ohne den«. Bei den Präpositionen »wegen, dank, trotz« ist der Kasus umstritten und hin und wieder Gegenstand großer Aufregung bei den Sprachkritikern. Daß wir diese Unterscheidung haben und daher jedesmal machen müssen, trägt weder zur besseren Wiedergabe des Gedankens noch zur besseren Verständlichkeit bei: es ist einfach ein ererbter, von manchen gehüteter struktureller Zwang des Deutschen. Dies besagt keineswegs, Kasusunterscheidungen seien grundsätzlich überflüssig. In vielen Fällen sind sie

sehr wichtig, aber eben nicht in den genannten: das Deutsche wäre einfacher, wenn man sie in ebendiesen Fällen aufgäbe.

Diese vier Kriterien scheinen mir einleuchtende, wenn nicht selbstverständliche Bewertungsmaßstäbe, und einer Sprachkritik, die für einen gegebenen Fall, für ein gegebenes sprachliches Mittel belegt, daß zumindest eines davon erfüllt ist, wüßte ich wenig entgegenzusetzen. In der Folge will ich diese Kriterien kurz als »Angemessenheit«, »Verständlichkeit«, »(subjektives) Wohlgefallen« und »Einfachheit« bezeichnen.

Bewertungen auf dieser Grundlage spielen in Wirklichkeit eine untergeordnete Rolle, obwohl sie sicher vorkommen und öfter noch dies vorgegeben wird. Gängiger aber sind Bewertungen, die anderen Maßstäben folgen, meist ohne daß dies ausdrücklich gesagt würde und oft sicher auch, ohne daß es den Urteilenden selbst bewußt wäre. Die wichtigsten dieser Maßstäbe sind:

A. Beharrung: Dies ist die schon erwähnte Vorstellung, daß es so sein soll, wie es immer war, wie es früher war, wie es ursprünglich war.

Ebendiese Einstellung liegt dem »Wahn vom Sprachverfall« zugrunde. Ich komme darauf ausführlich im übernächsten Abschnitt zurück.

B. Ansehen der Sprecher: Bestimmte sprachliche Mittel werden deshalb als gut oder als schlecht angesehen, weil sie von bestimmten Sprechern gebraucht werden.

Diese Einstellung äußert sich in verschiedenen Formen. Daß Goethe sich so ausgedrückt hat, ist allemal ein überzeugendes Argument.¹ Umgekehrt bezieht sich die negative Bewertung, die in Bezeichnungen wie »Gossensprache« zum Ausdruck kommt, zunächst einmal auf die Sprecher und erst von da auf die Sprache, die sie vorgeblich benutzen.

C. Gesinnung: Der Gebrauch bestimmter sprachlicher Mittel wird als Ausdruck einer bestimmten – gewöhnlich einer schlechten – Gesinnung angesehen.

Dafür gibt es viele Beispiele. Die Ende der Fünfzigerjahre mit dem Buch »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen« von Sternberger, Storz und Süßkind einsetzende Diskussion ist eines der bekanntesten. Ein anderes, aktuelleres ist die Auseinandersetzung um »sexistischen« Sprachgebrauch. Mit dieser Vorstellung verbunden ist oft der Gedanke, man könne die Gesinnung ändern, wenn man nur die Sprache ändert. Dies ist einer der Mythen, auf die ich zu sprechen komme. Damit will ich diese Betrachtungen über Werturteile abschließen. Wir werden im folgenden wiederholt auf die einzelnen Bewertungsmaßstäbe zurückkommen.

1 Immerhin hat sich Roland Harweg (1972) nicht geschaut, einmal Thomas Mann seine schweren Verstöße gegen die Regeln der (Harwegschen) Textlinguistik um die Ohren zu hauen und einige Verbesserungen vorzuschlagen, die freilich bei Studenten (ich habe dies einmal in einem Seminar getestet) wenig Anklang zu finden scheinen. – Ich persönlich finde es im übrigen verlorene Zeit, an dem Mannschen Marzipanbäckerstil etwas verbessern zu wollen; aber das ist eine Bewertung nach Kriterium 3 »Wohlgefallen«, zu der ich niemanden bekehren möchte.

3. Die Sprache ist ein Gegenstand

Die erste und offensichtlichste Voraussetzung der Sprachwissenschaft will, daß es eine Sprache gibt. Und gerade das ist unsicher. So wenig wie aus dem Vorhandensein von Theologie folgt, daß es einen Gott gibt, so wenig geht aus der gesamten Sprachwissenschaft die Gewähr hervor, daß es Sprache gibt. Zunächst gibt es tatsächlich keine, sondern nur das Sprechen: *mein* Sprechen, dein Sprechen, unser Sprechen von jetzt und hier, heute und gestern.
(Karl Vossler: *Geist und Kultur in der Sprache*, S. 14)

Mit der Vorstellung von deutscher Sprache verbindet sich oft der Gedanke von etwas Einheitlichem, Festgefügtem, klar Umrissenem. Man denkt, es gäbe irgendwo »die deutsche Sprache«, die von den einzelnen Sprechern mehr oder minder gut beherrscht wird und umgekehrt auch eine gewisse Herrschaft über diese Sprecher ausübt. Diese Vorstellung, wiewohl selten ausdrücklich gemacht, ist weit verbreitet; aber sie ist höchst irreführend, der Keim jener Mythen, die das alltägliche und gelegentlich auch das wissenschaftliche Denken über Sprache und Sprachliches bestimmen. Die deutsche Sprache – und nicht anders ist es mit andern Sprachen – ist nichts, was irgendwo allgegenwärtig in den Wolken haust und über allen Sprechern waltet, wie ein gottgegebenes Gesetz. Was es tatsächlich gibt, ist das sprachliche Verhalten der sprechenden (und schreibenden) Menschen, die andern ihre Gedanken und Wünsche übermitteln wollen. Erst durch eine Reihe von Abstraktionen kann man aus dem, was sie tun, auf ein geheimnisvolles Wesen wie »die deutsche Sprache« gelangen, und es ist sehr wohl möglich zu sprechen, ohne diese Schritte je zu tun, sich unter das Walten dieser selbstgeschaffenen Instanz zu begeben.²

Zum sprachlichen Verhalten gibt es, so könnte man sagen, ein naives und ein sentimentalisiertes Verhältnis. In ersterem existiert »die Sprache« nicht. Allen menschlichen Gemeinschaften ist es eigen, daß ihre Mitglieder miteinander sprechen. Sie tun dies nach gewissen Regeln, die eingehalten werden müssen, wenn die Sprechenden einander verstehen sollen. Für diese Regeln ist zweierlei charakteristisch:

- Sie brauchen den Sprechern nicht bewußt zu sein, sind es gewöhnlich auch nicht. Ein Kind lernt nicht sprechen, indem man ihm Regeln beibringt, sondern indem es sich allmählich so verhält wie seine Mitmenschen. Die Regeln sind nicht Festlegungen, sondern unbewußte Gemeinsamkeiten im Verhalten.
- Sie sind von Sprecher zu Sprecher zwar ähnlich – sonst wäre eine Verständigung nicht möglich – aber nicht völlig gleich. Das sprachliche Verhalten variiert innerhalb gewisser Spielräume, die eng sind, wenn die Betroffenen alltäglich miteinander reden, und um so weiter, je weniger dies der Fall ist.

2 Als ich diesen Abschnitt geschrieben habe, da habe ich einige Minuten darüber nachgedacht, ob es im zweiten Satz »gebe« oder »gäbe« heißen muß (oder müsse). Ebendies ist die selbstgewählte Tyrannei, der man sich so schwer entziehen kann. Wohl könnte ich nachsehen, was die Verfasser irgendeiner Grammatik dazu meinen, aber deren Wort ist nicht das des Gesetzgebers, sondern dessen, der das arkane Gesetz auslegt. So ist unsere Vorstellung.

Jede Sprachgemeinschaft hat insofern eine Sprache, als ihre Mitglieder eine bestimmte Art haben, miteinander zu reden. Dies ist aber nicht unser Begriff von Sprache. Die Art, wie die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft miteinander reden, kann z. B. mehrere »Sprachen« (in unserem Sinn) einbeziehen. Unser Begriff von Sprache entsteht dadurch, daß das naive sprachliche Verhalten in einer Reihe von Schritten *vergegenständlicht* und *verrechtlicht* wird. Dies ist ein langwieriger und verzwickter Vorgang, zu dem zumindest die folgenden Stücke gehören:

1. Die einzelne sprachliche Erscheinung – der Gebrauch eines bestimmten Wortes, eine bestimmte Ausspracheweise – muß zum Gegenstand der Betrachtung werden: man gebraucht das Wort nicht bloß, sondern reflektiert über seinen Gebrauch. Man kann dieses Erwachen des »metasprachlichen Bewußtseins« in Bezug auf einzelne Erscheinungen gelegentlich sehr schön bei Kindern beobachten, wenn sie ein Wort, einen Ausdruck nicht einfach gebrauchen oder übernehmen, sondern sich darüber wundern, daß man gerade so sagt. Nicht alle sprachlichen Erscheinungen sind diesem Bewußtsein gleichermaßen gut zugänglich: es gibt auffällige und weniger auffällige Eigenschaften, schließlich auch solche, die normalerweise überhaupt niemandem bewußt werden und erst in einem Spätstadium dieses Reflexionsprozesses durch eine linguistische Analyse erschlossen werden.

2. Die einzelnen auffällig gewordenen Erscheinungen müssen als Teile eines in sich geschlossenen Ganzen empfunden werden. Dies ist der entscheidende Übergang, daß es *eine* Sprache – *unsere* Sprache – gibt, die im Gegensatz zu allen andern Sprachen steht. Damit ist nicht mehr bloß das einzelne sprachliche Mittel, sondern »die Sprache« zum Gegenstand der Reflexion geworden – freilich zu einem sehr unbestimmten; ein Gegenstand, dessen Gestalt noch sehr unkonturiert ist.

3. Es werden Entscheidungen darüber gefällt, welche sprachlichen Eigenschaften diesem Ganzen zugehören: die Sprache wird festgelegt. An dieser Stelle verfestigt sich die diffuse Vorstellung, daß es ein Ganzes hinter den einzelnen Erscheinungen gibt, zum Mythos von einem klar umrissenen Gegenstand mit bestimmten, klar festgelegten Eigenschaften: der deutschen, französischen, englischen, grönländischen Sprache.

Was wir haben, ist eine bestimmte sprachliche Erscheinung, die uns im sprachlichen Verhalten bestimmter Sprecher auffällig geworden ist. Was oder wer entscheidet darüber, ob diese Erscheinung zum unterstellten Ganzen, zur jeweiligen Einzelsprache, gehört oder nicht? Wir können nicht die Sprache selbst ansehen, denn sie *existiert* nicht vor der Entscheidung darüber, welche Eigenschaften ihr zukommen: Wir schaffen sie erst durch unsere Zuweisungen. Man könnte natürlich sagen: Alles, was die Sprecher einer bestimmten Gemeinschaft an sprachlichem Verhalten zeigen, das zählt zu ihrer Sprache. Dies würde jedoch zu einem ganz andern Sprachbegriff führen als jenem, den wir haben, wenn wir beispielsweise von »der deutschen Sprache« reden. Das wird sofort deutlich, wenn man sich überlegt, was in diesem Sinn die Sprache der Bewohner von sagen wir Berlin wäre. Erstens werden dort – in unserem Sinne – mehrere Sprachen gesprochen, zweitens finden sich dort sehr unterschiedliche Formen, »des« Deutschen wie

Dialekte, Soziolekte, drittens gibt es eine Fülle von »Mischformen« wie beispielsweise die Lernervarietäten von ausländischen Arbeitern oder den »Xenolekt«, in dem umgekehrt Ausländer gelegentlich von Einheimischen angeredet werden, usw. Man könnte natürlich auf die Idee geraten, manche Angehörige der Gemeinschaft auszuschließen; aber nach welchem Kriterium soll das geschehen – außer dem, daß sie kein »reines Deutsch« reden. Gerade aber das soll gefunden werden. In der Tat ist eine solche Eingrenzung auf bestimmte Sprecher eines der Mittel, mit denen die deutsche Sprache – und jede andere ebenso – auf den Weg gebracht wurde. Ein anderes besteht darin, sprachliche Erscheinungen, die erst seit einiger Zeit beobachtet werden, als nicht zur Sprache gehörig auszuschließen. Es gibt noch eine Anzahl weiterer; aber es würde uns hier zu weit abführen, auf die Peripetien dieser Entscheidungen darüber, was zur Sprache zu zählen ist, einzugehen. Der entscheidende Punkt ist dieser: Die Sprache ist nicht ein vorgefundener Gegenstand, der bestimmte Eigenschaften von sich aus aufwiese, sondern er kommt dadurch zustande, daß ihm diese Eigenschaften auf mehr oder minder willkürliche, mehr oder minder sinnvolle Weise zugeschrieben werden. Etwas anders gesagt: Die Grammatiker und Lexikographen bilden in ihren Arbeiten nicht die Sprache ab, sie erschaffen sie. Ihre Tätigkeit ist, mit Aristoteles zu reden, nicht apophantisch, sondern poetisch.

Das so Geschaffene nimmt seinen Ausgang natürlich, jedenfalls im normalen Fall, von tatsächlichem sprachlichen Verhalten; aber es löst sich davon ab und baut ein System von Regeln, die nun umgekehrt auf das sprachliche Verhalten zurückwirken. Dies bringt uns auf den letzten Schritt der Sprachbildung:

4. Die der Sprache zugewiesenen Eigenschaften gewinnen Rechtskraft. Diese »Verrechtlichung« ist ein schleichernder Vorgang, mit selbsternannten Gesetzgebern und selbsternannten Richtern. Das Eigentümliche an diesem Vorgang ist nicht die kuriose Zufälligkeit, mit der die »Gesetze« der deutschen Sprache festgelegt wurden – die Geschichte der deutschen Hochlautung ist ein besonders drastisches Beispiel – noch gar, daß überhaupt Normen für das sprachliche Verhalten festgelegt werden; dies ist, wenn es nicht übertrieben wird, sehr vernünftig, jedenfalls für manche Zwecke. Eigentümlich ist vielmehr, daß wir nie oder nur selten das Bewußtsein haben, es mit gesetzten Normen zu tun zu haben, die mehr oder minder glücklich festgelegt wurden und die wir befolgen können, aber nicht müssen, sondern mit den objektiven Eigenschaften der Sprache. Die aber gibt es nicht. Daß es heißt »weil ich leider keine Zeit habe«, nicht jedoch »weil ich habe leider keine Zeit« ist keine Eigenschaft eines objektiv irgendwo existierenden Wesens »deutsche Sprache«, das in der Dudengrammatik (und andern Grammatiken) mehr oder minder gut, klar und vollständig abgebildet wird. Es gibt kein solches Wesen, und es heißt so, weil die Verfasser der Grammatiken dies so festgelegt haben.

Mir scheint, daß, um dies zu sehen, nicht allzuviel Scharfsinn vonnöten ist. Um so bemerkenswerter ist, mit welcher normativen Kraft diese Festlegungen zwar nicht unbedingt wirken, aber als bindend empfunden werden. Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn ich hier etwa Falsches schriebe, dann würde dies wahrscheinlich weniger Anstoß erregen, als wenn ich hier »etwas falsches«

schriebe. Wir kommen auf dieses penible Normbewußtsein in Sachen Sprache im folgenden Abschnitt zurück.

Das Bild von »der Sprache«, wie wir es im Voranstehenden kurz skizziert haben und das in unser aller Kopf steht, ist das Bild eines Gegenstandes, dessen Eigenschaften festliegen und sich in Form eines Systems von Regeln beschreiben lassen. Dieses Bild bestimmt zumindest untergründig auch fast alle sprachwissenschaftlichen Theorien der Neuzeit, so sehr sich diese voneinander unterscheiden mögen. Ich will dies kurz an drei Beispielen erläutern. Die Sprachwissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts hat nach Ansicht vieler ihren Ausgang von Ferdinand de Saussure genommen. Auch wenn diese Ansicht nicht unumstritten ist, so besteht kein Zweifel, daß seine Begrifflichkeit die weitere Entwicklung geprägt hat. Zentraler Untersuchungsgegenstand der Sprachwissenschaft ist nach Saussure die »langue«, das einzelsprachliche System (im Gegensatz zur Sprachfähigkeit, der »language«, und dem konkreten Sprechen, der »parole«); sein »Cours de linguistique générale« (Saussure 1916, S. 317) schließt mit dem oft zitierten Satz »la linguistique a pour unique et véritable objet la langue envisagée en elle-même et pour elle-même.« Diese »langue« ist ein System von Zeichen, die sich in einem gewissen, durch Relationen verschiedener Art konstituierten Gleichgewicht befinden, und ebendieser Gedanke ist der Ausgangspunkt des Strukturalismus, der aus der Linguistik dann in eine Reihe anderer Disziplinen übertragen wurde.

Saussures Konzeption der »langue« ist eine extreme Ausprägung des Bildes von der Sprache als vorfindlichem Gegenstand mit festen, gegebenen Eigenschaften. Wenn zutrifft, was oben über dieses Bild gesagt wurde, dann führt die Saussuresche Auffassung auf einen Holzweg. Es mag sehr wohl sein, daß sich einzelne, ja viele Bereiche des sprachlichen Verhaltens nach strukturalen Prinzipien beschreiben lassen. Aber es gibt nicht *das* vorfindliche Ganze, das sich im Sinne der »langue«, als eines »système où tout se tient« (ein Ausdruck, der auf Saussures Kollegen Meillet zurückgeht) analysieren ließe. Es ist bezeichnend, daß dies auch in der Blüte des Strukturalismus nie jemand ernsthaft versucht hat; dies liegt nicht nur daran, daß es aufwendig wäre: es wäre ein sinnloses Unterfangen.

Der einflußreichste Sprachtheoretiker der letzten dreißig Jahre war sicher Noam Chomsky. In seiner Theorie – oder besser gesagt: in seinen verschiedenen Theorien – ist nicht die »Sprache« der zentrale Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Forschung, sondern die »Kompetenz« des Sprechers, d. h. sein implizites Wissen von der Sprache, im Gegensatz zu seiner »Performanz«, dem Gebrauch, den er von diesem Wissen macht. Dieses Wissen läßt sich in Form einer »generativen Grammatik« beschreiben. Was zählt nun zu diesem Wissen, und wie kann man ermitteln, wie es aussieht, d. h. was soll der Linguist in seine Beschreibung der Kompetenz, eben in die generative Grammatik, aufnehmen? Kernstück der Grammatik ist die Syntax; ein Sprecher muß beispielsweise entscheiden können, ob eine bestimmte Wortfolge ein Satz der Sprache L, sagen wir des Deutschen, ist. Dies ist nur eine – vergleichsweise uninteressante – Komponente des syntaktischen Wissens. Aber schon um diese Entscheidung treffen zu können, muß ein Prinzip festliegen, was die Sprache L ist und welche Eigenschaften sie hat, und weiterhin, daß der befragte Sprecher sie vollständig